

Schönes neues Egalia

Einige Ausführungen zu patriarchaler Sprache
im demokratischen Normalzustand

Das Patriarchat ist tot, es lebe die Demokratie!

In der antideutsch und wertkritisch geprägten Debatte um feministische Positionen wird immer wieder folgender Standpunkt laut: Wenn überhaupt, müsse man das Patriarchat als übergeordnete gesellschaftliche Struktur kritisieren, statt sich auf der Erscheinungsebene, zum Beispiel einer Auseinandersetzung mit patriarchaler Sprache, aufzuhalten. Schließlich seien die geschlechtsspezifischen Zuschreibungen spätestens seit der rechtlichen Gleichstellung der Frau und ihrem punktuellen Einzug in höhere berufliche Positionen nicht mehr an konkrete Menschen gebunden. Das Patriarchat sei demnach eine irgendwie abstrakte Formalität – aber um Gottes Willen nicht Lebensrealität vieler Frauen im kapitalistischen Alltag, erst recht nicht in den westlichen Staaten. Die Befindlichkeiten und Benachteiligungen einzelner Frauen gegenüber Männern seien mithin privat begründet, nicht gesellschaftlich.

Dass die patriarchale Herrschaft sich längst als subjektlose durchgesetzt hat, ist auch in Andrea Trumanns Werk *Feministische Theorien* (2002) nachzulesen. Allerdings werden in ihrer Gesellschaftsanalyse, und das ist das Sympathische daran, Unterdrückungsmechanismen wie Sexismus und Rassismus klar benannt und nehmen einen zentralen Platz ein. Auch wir gehen mit Roswitha Scholz vom warenproduzierenden Patriarchat als einem Strukturprinzip aus, betonen jedoch, dass dieses Prinzip sehr wohl durch konkrete Menschen und zu Lasten konkreter Menschen realisiert wird. Die Äußerungen und Taten von Menschen sind keineswegs allein „Ausdruck des gesellschaftlichen Unglücks der warentauschenden Gesellschaft“¹, sondern unterstehen persönlichen Handlungsspielräumen und persönlicher Verantwortlichkeit – allemal im freiheitlich-demokratischen Herrschaftsbereich des globalen Patriarchats. Gleichzeitig sind diese Spielräume nach wie vor entlang der Geschlechtergrenze beschränkt. Es muss gefragt werden, unter welchen Bedingungen sich Menschen, die als Frauen durch die patriarchale Gesellschaft gehen, innerhalb der ihnen offenstehenden Möglichkeiten emanzipieren können. Frauen sind dabei ebenso wie Männer VollstreckerInnen patriarchaler Missstände – aber auch die hauptsächlich Leidtragenden. Das soll unser Text am Beispiel von Sprache darlegen.

Sprachgebrauch und Diskriminierung

Wir gehen von der schlichten Annahme aus, dass unsere Sprache bis in ihre grammatischen Strukturen hinein patriarchal ist. Sie kann nicht anders, akzeptiert man, dass Sprache ein wichtiges gesellschaftliches Ausdrucksmittel ist und dass wir, als TeilhaberInnen der europäischen, längst globalisierten Zivilisation, auf Jahrtausende patriarchaler Gesellschaftsordnungen zurückblicken.

¹ Justus Wertmüller/Uli Krug: *Infantile Inquisition*, Bahamas 32/2000.

Sprache ist nicht natürlich. Wie bereits von Nietzsche angemerkt², hängt sie nicht zuinnerst mit den Dingen, die sie bezeichnet, zusammen, sie erfasst kein An-Sich, sondern ist menschliche Metapher für die Wirklichkeit, eben das sprachliche Ding-für-uns. Auch die moderne Linguistik nach Ferdinand de Saussure geht davon aus, dass sich sprachliche Bedeutung erst durch die Beziehungen zwischen den Wörtern konstituiert, die ihrerseits durch soziale Praxis mit den Dingen in der außersprachlichen Wirklichkeit zusammenhängen. Das Wort *tischlern* ergibt Sinn, weil es von *Tisch* abgeleitet ist, ein Wort, das in unserem Gehirn durch Lerneffekte mit dem so bezeichneten Gegenstand verknüpft ist. Solche semantischen Ableitungen funktionieren auch bei Ausdrücken, die mit den zwei Geschlechtscharakteren verbunden sind. Dankbares, wenn auch vertracktes Beispiel sind hier die beiden Wörter *herrlich* und *dämlich*, volksetymologisch hergeleitet von den Begriffen *Herr* und *Dame* und deren jeweiliger Konnotation. Es tut wenig zur Sache, dass die Herkunft dieser Wörter letztlich eine andere ist: *Herrlich* in seiner Bedeutung von „wunderbar, großartig“ wird schmunzelnd mit dem Mann assoziiert und *dämlich* alias „hilflos“, „unvernünftig“ und „bekloppt“ mit der Frau. Die Wörter, zunächst ohne geschlechtsspezifischen Inhalt, werden von der SprecherInnengemeinschaft in einen sexistischen Bedeutungszusammenhang gesetzt.³ Ähnlich ist es wohl kein Zufall, dass sich als Bezeichnung für das weibliche Kind die Verkleinerungsform von „Magd“ durchgesetzt hat; wohingegen der Junge eben kein „Dienerchen“ oder „Männlein“ ist, sondern einfach auf das geschlechterübergreifende Merkmal „jung“ zurückgeht. Diese Beispiele zeigen, dass Sprache sehr wohl patriarchale Verhältnisse transportiert – mag das Patriarchat als Rechtsform hierzulande auch abgeschafft sein. KritikerInnen des Sprachfeminismus wie Hannes Gießler oder Paulette Gensler hingegen behaupten eine klare Nachrangigkeit von Sprache gegenüber gesellschaftlicher Wirklichkeit. Das impliziert, Sprache würde sich ändern, wenn das damit benannte Ausbeutungs- und Diskriminierungsverhältnis abgeschafft wäre. Dabei *vermittelt* gerade Sprache diese Verhältnisse, ist ihnen also nicht rein äußerlich.

In einem vieldiskutierten Text von Hannes⁴ wird die relative Berechtigung des Wortes *Nigger* gegenüber politisch korrekten Formeln wie *Bürger mit Migrationshintergrund* behauptet. Wie diese Bezeichnung geäußert und aufgenommen werde, sei eine Sache des sozialen Kontexts und des milieuspezifischen sprachlichen Handlungsspielraums.

Natürlich handelt es sich erst einmal um ein Wort, eine an sich zufällige Kombination von Lauten; und doch gehört zum kulturellen Kontext des Wortes *Nigger*, dass jedes Mal, wenn ein Schwarzer noch so gedankenlos damit angesprochen wird, die ganze blutige Kolonialgeschichte Europas und der US-amerikanische Rassismus mitschwingt. *Nigger* heißt eben: „schwarz“, und damit einhergehend: „arm“, „ungebildet“, „rechtlos“, „abhängig“, „Opfer“ – nur aufgrund dieser Bedeutungszusammenhänge funktioniert *Nigger* heute noch als Schimpfwort. Es repräsentiert immer aufs Neue die gesellschaftlichen Missstände, unter denen Menschen angefangen haben, eine bestimmte andere Gruppe Menschen *Nigger* zu nennen – obwohl die Gesellschaft selbst sich verändert hat, obwohl Schwarze, ebenso wie Frauen, heute in den westlichen Staaten vollwertige Rechtssubjekte sind. Bekanntlich hat dieser formelle Tatbestand nicht ohne weiteres zur Hebung der schwächeren sozialen und beruflichen Stellung von Frauen und MigrantInnen geführt: Nach wie vor werden Frauen schlechter bezahlt als Männer, ist es ein allzu bekanntes Bild, dass migrantische Reinemachfrauen die Klos weißer

² Friedrich Nietzsche, *Über Lüge und Wahrheit im außermoralischen Sinn*.

³ Vgl. die erhellenden Ausführungen auf <http://schplock.wordpress.com/2010/10/20/sexismusverdacht>.

⁴ Hannes Gießler, *Linke Sprache, schwere Sprache*. In: CEE IEH #179 (September 2010).

Chefs säubern. Aufgrund sowohl der Begriffsgeschichte des Wortes *Nigger* als auch der fortbestehenden Diskriminierung Dunkelhäutiger sollte ein Schwarzer immer und von jedem einfordern können, nicht so genannt zu werden – notfalls bei Strafe staatlicher Repressalien gegenüber Leuten, die das Verletzende dieser Bezeichnung partout nicht begreifen wollen, meist weil sie selbst auf der Seite derer stehen, deren Klo von migrantischen Reinemachfrauen geputzt wird. Rassistische Bezeichnungen zu verbieten – ein Akt, der automatisch die Entstehung von politisch korrekten Formeln nach sich zieht – schafft nicht rassistische Zustände aus der Welt; aber es verhindert, dass konkrete Menschen wegen ihrer Hautfarbe rassistische Zumutungen ertragen müssen.

Eine Einschränkung des Verdikts wäre im Fall zu beobachten, wenn gerade schwarze Jugendliche einander *Nigger* rufen. Opfergruppen, die sich meist lebenslänglich mit der Erfahrung, beschimpft zu werden, auseinandersetzen müssen, sollte die Freiheit zugestanden werden, sich affirmativ oder auch ironisch mit den stigmatisierenden Bezeichnungen zu identifizieren – siehe die Aneignung der diskriminierenden Fremdbezeichnungen *schwul* und *queer* durch die Schwulen- und Lesbenbewegung, wie sie mit der Entstehung einer selbstbewussten und kämpferischen Identitätspolitik einherging.

Eine Argumentation, die sich auf die tatsächliche gesellschaftliche Lage bestimmter diskriminierter Gruppen bezieht, statt stereotyp auf juristische Gleichberechtigung zu verweisen, rechtfertigt in gewissem Maß Doppelstandards. Menschen, wie sie realiter existieren, sind nicht gleich. Daher ist es ein großer Unterschied, ob von Rassismus Betroffene einander *Nigger* nennen und Frauen sich als *Emanzen* bezeichnen oder ob sich Weiße bzw. Männer herausnehmen, dieselben Wörter als Fremdbezeichnungen zu verwenden.

Der Mensch ist der Mann

„Jeder esse, was er kann, / nur nicht seinen Nebenmann, / und, wir nehmen’s ganz genau, / auch nicht seine Nebenfrau!“ So heißt es am Kindertisch des 21. Jahrhunderts; und vermutlich wird es sich das kleine Mädchen nach diesem Ritualspruch genauso schmecken lassen wie ihr Bruder. Und doch wird tief in ihrem Gedächtnis verankert: Jeder, das ist *er* – ich bin kein *Er*, sondern eine *Sie* und irgendwie mit drin im *Er*. Das Mädchen ebenso wie ihr Bruder wären irritiert, wenn der Satz ginge: „Jede esse, was sie kann“; der Junge würde sich nicht mitgemeint fühlen. Aber es ist ganz selbstverständlich, dass die Schwester sich mitgemeint fühlt. *Er* ist der Normalfall, in dem sie auch irgendwie untergebracht wird: eine Lehre, die obendrein verstärkt wird in dem humoristischen Nachsatz von der Nebenfrau. Der drückt aus: Eigentlich ist es unnötig, das Mädchen zu erwähnen; nur feministische Hardlinerinnen und das Reimteufelchen erfordern diese Pingeligkeit. Um Patriarchat zu vermitteln, reicht manchmal ein kleiner, verräterischer Kinderreim.

Unseren männlichen, weißen, heterosexuellen Aufklärern fällt die Übernahme geschlechtsspezifischen Identifizierungen und kollektiver Normen unserer Gesellschaft oft leichter, da sie der Norm entsprechen und ihnen genügend Möglichkeiten zur Identitätsfindung zur Verfügung stehen. Das reicht von der Honoration unzähliger männlicher Größen in der Vergangenheit und Gegenwart, den überwiegend männlichen Superhelden in der Kinderliteratur, die abenteuerlustige Frauen und Mädchen aufgrund mangelnder weiblicher Alternativen in Identitätslosigkeit und mit Reiterhof-Schundliteratur zurücklassen, bis hin zum patriarchalen Charakter der Sprache, die Männer in der absoluten Sicherheit des Gemeint-Seins wiegt – während Frauen sich dessen nicht immer sicher sein können. Feministische Sprachkritik soll es unseres Erachtens nicht in erster Linie darum gehen, Sprechverbote zu formulieren; sondern darum,

auf sprachlicher Ebene die alltäglichen Diskriminierungen zu analysieren, die für Frauen und Mädchen in der heutigen Zeit verdammt noch mal ganz konkret sind.

Manchmal sind sie diffiziler und springen nicht sofort ins feministisch ungeschulte Auge – gerade weil die Mehrheit der Männer der Auffassung ist, für die Gleichberechtigung der Geschlechter einzutreten. Leider besteht nach wie vor eine große Kluft zwischen Einstellung und Wirklichkeit. So vertreten viele Männer der westlichen Welt heutzutage nicht die Auffassung, dass Frauen vornehmlich für Haushalt und Erziehung zuständig sind – aber die meisten leben so. Angefangen bei Putzgewohnheiten in gemischtgeschlechtlichen WGs bis hin zur heterosexuellen Paarbeziehung mit Kind: Frauen finden sich häufig auf alte Verhaltensweisen und Rollenzuschreibungen zurückgeworfen. Meist ist es eben die Frau, die fürs Baby zumindest zeitweise auf die Karriere und auf die Unterstützung ihres Partners verzichtet, der währenddessen seinem Promotionsvorhaben nachgeht oder zu einem weiteren beruflichen Karriere-sprung ansetzt.

Wie geschlechterspezifisch gewaltvoll und ausgrenzend unsere Gesellschaft und als Ergebnis und Zementierung dieses Verhältnisses auch ihre Sprache ist, wird im Roman *Die Töchter Egalia* von Gerd Brantenberg (1972) deutlich. Die Autorin unternimmt hier den satirischen Versuch, einen Text in einer Frauensprache zu verfassen – in einer Sprache, die es nicht gibt und die folglich neu erfunden werden musste.

Im durchaus fortschrittlichen, demokratischen Matriarchat Egalia ist die Frau in allen gesellschaftlichen Bereichen die Norm und der Mann die Abweichung. Diese Umkehrung wirft ein helles Schlaglicht auf die patriarchalen Diskriminierungen und Ungerechtigkeiten in unserer realen Welt – angefangen bei einer androzentrisch ausgerichteten Sprache, die völlig gewöhnlich und egalitär daherkommt. So sind die geschlechtsspezifischen Hürden in einer weiblichen Biografie vor lauter Normalität kaum der Rede wert; sobald es aber, wie in Egalia, die Männer sind, die ihre Interessen nur eingeschränkt verwirklichen können, schreit die Ungerechtigkeit zum Himmel. So sind die männlichen Egalitanerinnen nahezu allein für die Kinderbetreuung zuständig und werden für identitätsfremde Tätigkeiten mit Schmähungen überhäuft.

„Wer hat denn gesagt, daß du nicht werden kannst, was du willst? Ich sage nur, du sollst realistischer sein ... Eine Mutter, Petronius, kann nie Vaterstelle bei einem Kind vertreten“, weist Direktorin Bram ihren halbwüchsigen Sohn zurecht, der gerne Seefrau werden möchte. In der realen Welt hört sich das zum Beispiel so an: „Sie als junge Mutter einzustellen stellt für unser Unternehmen ein Risiko dar, weil das Kind krank werden kann und ein krankes Kind nun einmal seine Mutter braucht.“ Wie eh und je kommt nach patriarchaler Ideologie kein Vater an die Mutter-Kind-Beziehung ran.

Die Töchter Egalia hat seine größten Stärken an den Stellen, an denen die Diskriminierungen und der Sexismus ganz subtil daherkommen. Das entspricht dem Erfahrungshorizont vieler, auch sehr emanzipierter Frauen, die in bestimmten Situationen ein Unwohlsein fühlen, ohne es aber im Rahmen gesellschaftlicher Normalität artikulieren zu können. Hannes beschreibt richtig, dass der Mann als allgegenwärtige Norm erst durch die feministische Kritik zum leidigen Thema geworden ist – gelebte und erlittene Realität war er aber schon lange vorher.

Unsere patriarchale Sprache ist zur Offenlegung frauenfeindlicher Strukturen eine sehr ergiebige Quelle. Wir möchten uns hierfür noch einmal der Methode der Umkehrung des grammatischen Geschlechts bedienen, um die ausgrenzende Macht dieser Strukturen zu verdeutlichen. Die feministische Sprachwissenschaftlerin Luise F. Pusch führt an, dass, wenn einmal die Frau zur sprachlichen Norm erhoben wird, dies unweigerlich zu Fehlidentifikationen

führt. Beispielsweise resümiert ein Kunde, der zufällig ein Mann ist, jedoch als Kundin bezeichnet wird: Entweder ist die Sprecherin verrückt oder sie will mich verarschen. Bemerkenswert ist hieran der Aspekt, dass die Feminisierung eines Mannes dessen Deklassierung nach sich zieht und ihn beleidigt. „In keinem Fall aber hätte [umgekehrt gedacht, mfg] die Frau einen Anlaß, [die Person] für verrückt zu halten. Also den Weg zu beschreiten, der dem Mann für seine Identitätsbildung frei offen stand“, kommentiert Pusch und schlussfolgert: Wir Frauen „werden durch Akte des Ignorierens permanent in unserer Identität beschädigt, denn wir können nicht den an sich zwingenden Schluß ziehen, daß die, die eine rein maskuline Sprechweise wählen, verrückt sind – ihr Verhalten ist ja so schrecklich normal und alltäglich.“⁵ So normal, dass Frauen das kaum bemerken bzw. sich auch oft mitgemeint fühlen.

Noch deutlicher wird die scheinheilige Geschlechtsneutralität unserer Sprache in der Pluralbildung von Personenbezeichnungen. Das generische Maskulinum, wie es sexistisches Strukturmerkmal der deutschen Sprache ist, schreibt vor, dass eine gemischte Gruppe ebenso den männlichen Plural erhält wie eine rein männliche; der weibliche Plural hingegen wird allein für rein weibliche Gruppen verwendet. Wenn zu einer Gruppe von tausend Näherinnen auch nur ein Mann hinzutritt, müsste, was die sprachliche Korrektheit angeht, sofort zum maskulinen Plural *die Näher* gewechselt werden. Es ist also kein Klassifikationskriterium, ob eine Gruppe Frauen enthält oder gar wie viele; Klassifikationsgrundlage ist, ob die Gruppe einen Mann enthält oder nicht. Wenn Männer gemeint sein sollen, ist also eine explizite Nennung nötig; der Einschluss von Frauen bedarf keiner Differenzierung. Das Männliche wird als etwas Ursprüngliches und das Weibliche als davon Abgeleitetes aufgefasst.

Derselben Ableitungslogik folgt auch die Bildung femininer Formen mit dem Suffix *-in*. Es ist ein Anhängsel an die männlich genormte Form und bedeutet nichts anderes als „nichtmännlich“: Die *Lehrerin* ist der „nichtmännliche Lehrer“ und offenbart in ihrer grammatischen Form die Jahrtausende alte Abhängigkeit vom Mann. Analog funktioniert die Adjektivbildung vom Substantiv: Ihr zugrunde liegt die unmarkierte, ergo die männliche Form. Die Lehrerin verhält sich „lehrerhaft“, nicht „lehrerinnenhaft“.

Dem norwegischen Original von *Die Töchter Egalías* gelingt es, die frauenfeindliche Ableitungslogik radikal umzukehren: *Lehrer* firmiert als weibliche Berufsbezeichnung, während ein männlicher Lehrer, der überdies als unverheirateter Mann kein hohes Ansehen genießt, ungefähr *Lehrerich* heißt. In dieser fiktionalen Normverschiebung sticht ins Auge, wie eng Berufsbezeichnung und gesellschaftliche Anerkennung miteinander verknüpft sind.

Auch jenseits der Personenbezeichnungen ist unsere Sprache ganz offenkundig patriarchal durchsetzt. Wörter wie *man* oder *jedermann* rufen sofort die Assoziation „Mann“ ins Gedächtnis. Auch das Wort *Mensch* ist direkt von dem Wort „Mann“ abgeleitet⁶ und setzt selbigen symbolisch in den Bedeutungsmittelpunkt. „Ja, das ist er, der Herr der Schöpfung, der Mensch!“ lernen wir vom Volkserzieher Tolstoi⁷ – der Mensch ist der Herr. Wir lernen von ihm auch viel über die Bedeutung, die der Frau in der Gesellschaft zukommt. „Die Bildung der Frau wird natürlich stets von der Ansicht abhängen, die der Mann über die Frauen hat. [...] Wein, Weib und Gesang [...] Sie sehen, daß die Frau ein Gegenstand des sinnlichen Genusses ist. [...] Heutzutage versichern die Herren der Schöpfung, daß man ihnen das Recht zur Bekleidung aller Ämter wie zur Teilnahme an der Regierung einräumen müsse usw. Alles

⁵ Luise F. Pusch, *Das Deutsche als Männersprache*, S. 23.

⁶ Es handelt sich um eine „Substantivierung des gemeingerm. Adjektivs [...] ‚menschlich, männlich‘. Dieses Adjektiv ist von [...] ‚Mann‘ abgeleitet“ (*Duden. Das Herkunftswörterbuch*, 3. Auflage).

⁷ Lew N. Tolstoi, *Kreuzersonate*.

das tut man wohl. Aber die Ansicht von der Frau bleibt doch dieselbe: sie fahren fort, sie vom Standpunkte des sinnlichen Genusses zu betrachten.“
Die BewohnerInnen Egalías heißen folgerichtig „Wibschen“.

Wer konstruiert hier was?

Angenommen also, Sprache sei von den Menschen, die sie sprechen, gemacht: Wie verhält es sich genau mit der Frage nach der Konstruiertheit gesellschaftlicher Realität durch Sprache? Von einem materialistischen Standpunkt aus wäre es verkehrt, wie die queerfeministische Sprachtheoretikerin Judith Butler davon auszugehen, Sprache *erschaffe* Realität im Sinne sozialer Beziehungen oder sogar des materiellen Geschlechtskörpers.⁸ Dennoch ist ihre zugrundeliegende Interpretation der Sprechakttheorie bedenkenswert, wonach Sprache gesellschaftliche Verhältnisse *widerspiegeln* und *reproduzieren*, in denen der (heterosexuelle) Mann die Norm ist und Frauen, Homosexuelle und andere Marginalisierte sich sprachliche Sichtbarkeit erst erkämpfen müssen.

Die Sprechakttheorie nach J. Searle und J. L. Austin nimmt an, dass Sprechen immer schon Handeln bedeutet und Handeln mitunter erst durch den Akt des Sprechens wirkmächtig wird bzw. sich sogar darin erschöpft. Beispielsweise enthält der Satz *Ich gratuliere dir zum Geburtstag* bereits die ganze Gratulation. Berühmt ist Judith Butlers Feststellung, über das Schicksal eines Neugeborenen werde entschieden mit dem kurzen Satz *Es ist ein Mädchen*, der zum Anfang lebenslanger Zuschreibungen von Weiblichkeit wird.⁹ Daraus folgert sie die Methode der Dekonstruktion: die bewusste Veränderung sprachlicher Normen, die eine veränderte gesellschaftliche Realität hervorbringen könne.

Dazu ist anzumerken, dass Sprechakte nur dann wirken können, wenn sie in Übereinstimmung mit anderen gesellschaftlichen Verhältnissen stattfinden, also in einer Welt, in der aus außersprachlichen Gründen Geburtstage gefeiert und Säuglinge in Jungs und Mädchen kategorisiert werden. Das Patriarchat als Strukturprinzip vollzieht sich zwar *auch* auf der Ebene sprachlichen Handelns, etabliert sich aber auf der grundsätzlicheren Ebene der geschlechtlichen Arbeitsteilung, die Mädchen von Kindesbeinen an auf reproduktive Tätigkeiten wie Fürsorge, Kümmern, Beziehungspflege festlegt – den gleichen Bildungschancen für Mädchen zum Trotz. Die Verschiedenheit dieser Ebenen kann mit den Mitteln von Sprechakttheorie und Dekonstruktivismus nicht erfasst werden.

Für eine radikale feministische Kapitalismuskritik scheinen sie uns daher ungenügend zu sein. Geschlechter sind zwar konstruiert (im Sinne von gesellschaftlich hervorgebracht), aber innerhalb der bestehenden Produktions- und Machtverhältnisse nicht sprachlich dekonstruierbar. Weil er sich zu sehr auf die Normierung durch Sprache fokussiert, ohne die gesellschaftlichen Strukturen dahinter zu beachten, krankt der queere Dekonstruktivismus an derselben Einseitigkeit wie seine eingangs erwähnten Kritiker – nur ist es eine andere Ebene, die er absolut setzt. Während Hannes aus der Diskussion über die Diskriminierung von Frauen und MigrantInnen Sprache ausklammern will, sehen DekonstruktivistInnen nur noch Sprache.

Es kann nicht Ziel einer Kritik des Geschlechterverhältnisses sein, die Kategorie *Frau* zu dekonstruieren, statt für die Rechte und die Freiheit von Frauen politisch zu kämpfen. Das käme einer Kapitulation vor den realen gesellschaftlichen Verhältnissen gleich. Die geschlechtliche

⁸ Judith Butler, *Körper von Gewicht, Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin 1995. Einleitung.

⁹ Ebd., S. 29.

Identitätsfindung ist maßgebend für die Subjektwerdung, also gewichtiger Teil unserer persönlichen Geschichte im patriarchalen Kapitalismus. Die Dekonstruktion nicht nur des männlichen, sondern folgerichtig auch des weiblichen Geschlechts mündet in einer ideologischen Bandbreite an möglichen Geschlechtsidentitäten. Das rückt einerseits die sprachliche Präsenz von Trans- und Intersexuellen in den Vordergrund und hat daher seine identitätspolitische Berechtigung: Denn auch diese sollten recht- und billigerweise beanspruchen können, durch die patriarchale Sprache nicht in ihrer „Identität beschädigt“ zu werden (Pusch). Auf der anderen Seite verschleiert die scheinbare Freiheit, die eigene benachteiligte Weiblichkeit sprachlich beerdigen zu können, die ungerührt fortbestehende Wirkmacht des warenproduzierenden Patriarchats: denn feministische Sprachkritik befreit nicht von den Zumutungen der gesellschaftlichen Kategorie *Frau*. Nebenbei bemerkt, kommt die behauptete geschlechtliche Vielfalt den Ansprüchen an das postmoderne bürgerliche Subjekt mit seinem Potpourri an flexiblen Identitäten genau zupass.¹⁰ Unter diesem Gesichtspunkt wäre dem Dekonstruktivismus ein vorauseilender Gehorsam zu unterstellen.

Die feministische Sprachanalyse hilft, Unterdrückungsmechanismen sichtbar zu machen und sich auf die Suche nach deren Ursachen zu begeben. Die daraus resultierende Feminisierung der Sprache stellt für Frauen eine Möglichkeit dar, ein Stück weiter in das gesellschaftliche Zentrum des Gemeint-Seins und des öffentlichen Bewusstseins vorzudringen. Die explizite Rede von Chefärztinnen, Künstlerinnen und Physikerinnen kann den Frauenanteil in diesen Berufsgruppen repräsentieren und auch den Wunsch ausdrücken, diesen zu erhöhen. Sie kann aber kaum bewirken, dass tatsächlich mehr Frauen in die Chefarztetage vordringen, denn die Hindernisse, die sie dabei zu überwinden haben, liegen nicht in der Sprache.

Die Herausforderung einer tauglichen feministischen Sprachkritik liegt also darin, die patriarchale Sprache als Abbild und Herrschaftsinstrument einer frauenfeindlichen Gesellschaft darzustellen. Die realitätsgestaltende Macht von Sprache muss dabei sorgfältig eingeordnet und sollte nicht, wie im Dekonstruktivismus, überschätzt werden.

Was Salzstreuerinnen wollen

Weil unsere Sprache nach wie vor transportiert, was über Jahrhunderte bittere rechtlich-ökonomische Realität war und weiterhin in vielen gesellschaftlichen Bereichen präsent ist, nämlich die Herrschaft von Männern über Frauen, ist unreflektierter Sprachgebrauch sexistischer Sprachgebrauch. Die feministische Gesellschaftskritikerin steht somit unvermeidlich vor der Schwierigkeit, Kritik in einer Sprache auszudrücken, die frauenfeindlich beschaffen ist.

Hier bleibt daran zu erinnern, dass wir gegenüber unserer Sprache genauso viel oder wenig Bewegungsfreiheit besitzen wie gegenüber der Verfasstheit der Gesellschaft, in der wir geboren und sozialisiert worden sind. Die Sprache ist fester Bestandteil unserer zweiten, gesellschaftlichen Natur und wurde und wird immer wieder gesellschaftlichen Veränderungen angepasst. Daher sollte es einleuchten, dass bestimmte, besonders „konstruiert“ anmutende Sprachpraxen nicht einfach kontraintuitiv und damit affekthemmend sind, sondern schlicht Gewohnheitssache.

Historisch wäre auf die vaterländischen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts hinzuweisen, die, in einer Verquickung wissenschaftlicher und nationalistischer Absichten, zahlreiche Wörter aus dem Lateinischen und dem Französischen eindeutschten – ein höchst bewusster,

¹⁰ Vgl. Roswitha Scholz, *Neue Gesellschaftskritik und das Problem der Differenzen*, EXIT! #1.

reflektierter Vorgang. Viele gelehrte SprecherInnen des Deutschen verwehrten sich anfangs Wörtern wie *Jahrhundert* (statt „Säkulum“) oder *Briefwechsel* (statt „Korrespondenz“), bis diese in die Wissenschafts- und später in die Alltagssprache übergingen, von niemandem mehr als sonderbar angesehen.¹¹ Wie wichtig der Sprachgebrauch auch für die Durchsetzung von Machtverhältnissen ist, illustriert Victor Klemperers *Lingua Tertii Imperii*: ein philologisches Werk, das die Terminologie der Nazis dokumentiert. Klemperer zeigt, dass mittels Sprache Menschen ihrer Würde und ihres Subjektstatus beraubt werden können – dass Sprache hochgradig ideologisch aufgeladen und zum wichtigen Bestandteil eines Terrorsystems funktionalisiert werden kann.

Diese gesellschaftliche Bedingtheit von Sprache und Sprachgebrauch erkannten genauso die Streiterinnen der Zweiten Frauenbewegung. Die Erkenntnis, dass das hierarchische Geschlechterverhältnis sich sprachlich niederschlägt und reproduziert, regte sie an, das Material, das die deutsche Sprache bietet, kritisch und kreativ zu gebrauchen – wie das Pronomen *frau* zeigt und die konsequente Anwendung der weiblichen Personenbezeichnungen *-in* und *-innen*, später die Erfindung des Binnen-I, die auf Widerstand stießen, aber heute im publizistischen und akademischen Bereich teilweise durchgesetzt sind. Auch andere Neuschöpfungen wie „Einzelhandelskauffrau“ und die schriftliche Anrede an unbekannt „Sehr geehrte *Damen und Herren*“ etablierten sich nur allmählich und unter Protest; heute werden sie nicht mehr als umständlich und unnatürlich empfunden. Trotzdem sind Umständlichkeit und einengende Wirkung von feministischer Sprachkritik das Hauptargument gegen sie geblieben. Die egalitarianische Umkehrung ist das hämische Argument, dass der Widerspruch in Petronius' abenteuerlustigem Berufswunsch „schon in den Wörtern liege“, wie seine vorlaute Schwester ihm bescheinigt: „Eine männliche Seefrau! Der blödeste Ausdruck seit Wibschengedenken. [...] Ich lach' mich tot.“

Die angeführten Beispiele zeigen, dass Sprache im Lauf der Zeit verändert werden kann; daher lässt sich ein bewusster Umgang mit der patriarchalen Tradition auch auf sprachlicher Ebene fordern.

Wie das aussehen kann, zeigt Luise F. Pusch: Sie fordert die Abschaffung des Suffix *-in*, allerdings nicht der weiblichen Artikel und Attribute. Diese radikale Neuerung wählt für geschlechtsneutrale Bezeichnungen das Neutrum: z. B. *das nette Lehrer* (wenn es keine Rolle spielt, welches Geschlecht die Person hat) – *die nette Lehrer* (feminine Form) – *der nette Lehrer* (maskuline Form) – *die netten Lehrers* (Plural). Damit würde die vorgebliche Geschlechtsneutralität der Sprache in eine tatsächliche umgewandelt.

Das Binnen-I hingegen schreibt den Ableitungscharakter der weiblichen Endung fort und zeigt, dass der Norm, den Lehrern, etwas hinzugefügt wird: *die LehrerInnen*. Ähnlich sieht es bei der konsequenten Nennung beider Geschlechter aus: *Lehrerinnen und Lehrer*. Selten springt einem das Anhängsel so grell ins Auge wie in diesen Lösungsansätzen feministischer Sprachpolitik. Allerdings sollte ihr Anspruch, das Gemeint-Sein von Frauen sprachlich zu repräsentieren, gewürdigt werden. Auch haben auf den ersten Blick ungelente Schreibweisen wie diese starken symbolischen Charakter und lassen eine beim Lesen förmlich über Missstände stolpern, die nun mal existieren und eben nicht durch solch ein Vorgehen erst produziert werden.

Etwas anders verhält es sich bei dekonstruktivistischen Lösungsvorschlägen wie Gender Gap (*Lehrer_innen*), Sternchen (*Lehrer*innen*) und der Verwendung von Verlaufsformen (*Lehrende*). Hier sollen nicht mehr nur die Frauen im Kollegium hervorgehoben werden, sondern auch

¹¹ Alle Beispiele aus *Duden. Das Herkunftswörterbuch*.

Transleute, Intersexuelle und Personen, die sich keinem der beiden vorgegebenen Geschlechter zugehörig fühlen. Zugleich soll die Einteilung von Menschen in Geschlechter grundsätzlich in Frage gestellt werden – sodass sich nun auch Männer fehlkategorisiert fühlen können, wenn nur von *Lehrern* die Rede ist. Durch ihren Ursprung in der dekonstruktivistischen Theorie, wonach das Geschlechterverhältnis in genau diesen sprachlichen Bezeichnungen stecke, erheben gequeerte Personenbezeichnungen den Anspruch, Geschlecht aufzulösen und zum Verschwinden zu bringen. Vom Standpunkt der feministischen Analyse ist die Rede von *Sexarbeiter*innen* und *Macker*innen* mitunter fragwürdig, weil sie die Geschlechtlichkeit von AkteurInnen gerade nicht benennt und damit Ausbeutungs- und Diskriminierungsverhältnisse aus ihrem Zusammenhang mit dem patriarchalen Zweigeschlechtersystem löst. Der mit dem Binnen-I verbundene Repräsentationsanspruch wird zugunsten einer Geschlechtervielfalt zurückgenommen, die Frauen in ein vages Mitgemeint-Sein zurückstuft. Hier stellt sich die Frage, ob es nicht sinnvoller ist, Frauen als politische Subjekte des Feminismus in den Fokus zu rücken – sprachlich wie auch inhaltlich. Der politische Kampfbegriff *Frau* sollte sich auf die von allen Frauen erfahrene patriarchale Unterdrückung und die gemeinsame feministische Kritik der verschiedenen Formen dieser Unterdrückung beziehen. Auf diese Weise kann er weibliche Transidentität ebenso einschließen wie andere Differenzen unter Frauen.

Ein geschlechterreflektierter Sprachgebrauch hilft, die Aufmerksamkeit auf den Widerspruch zwischen patriarchaler Sprache und weiblichen Ausdrucksmöglichkeiten zu lenken; jedoch wirkt er nicht unmittelbar gesellschaftsverändernd. Ein lebensweltliches Beispiel: Ich habe das Binnen-I Mitte der 90er Jahre kennen gelernt, und zwar in einer Broschüre, die auf der Tupper-Party meiner Tante auslag. Mit der Tupperware – bekanntlich ein Zeitvertreib und Sinnstifter für Hausfrauen, feministischer Züge unverdächtig – kam dieser merkwürdige Buchstabe in ein ostdeutsches Heim, in dem sich hinter der Berufsbezeichnung *Bürgermeister* eine Frau verbergen mochte und in dem eine nur-hausfrauliche, ergo lohnarbeitslose Existenz als höchste Schande galt. Feministische Sprachregulierung bewirkt also nicht viel, wird sie schablonenhaft und unter Absehung von ihrem Entstehungs- und Intentionskontext über Texte gestülpt. Aber das ist ein Argument gegen Tupperware und standardmäßig gegenderte linke Flugblätter, in denen der politisch korrekte Jargon als Feigenblatt und gedankenlos reproduziertes Zugehörigkeitsmerkmal fungiert. Es ist *kein* Argument gegen Sprachfeminismus als gesellschaftskritische Notwendigkeit.

Verbindliche Sprachvorgaben zu finden ist nicht leicht und auch nicht für jeden Fall wünschenswert. Was jedoch nicht weiterhilft, ist, die Kritik am Sprachfeminismus auf eine Weise zu betreiben, indem Leuten, die ihre Positionen in feministische Redeweisen kleiden, vor allem diese Ausdrücke vorgeworfen werden: mit einem Gestus, als wäre der darin enthaltene Rekurs auf postmoderne Theorien per se der Pfad zur Zerschlagung des Subjekts inklusive seiner revolutionären Hoffnungen. Auch wenn man – wie wir – dekonstruktivistischen Ansätzen mit Skepsis begegnet, bleibt es eine andere Baustelle zu betrachten, wie sich queerer Sprachgebrauch *konkret* niederschlägt; statt Sätze von markiger Allgemeinheit zu formulieren, die zur Messlatte mindestens die weltweite Emanzipation in Richtung Kommunismus nehmen. Eine solche Sichtweise sieht nicht, dass gesellschaftliche Strukturen wie das warenproduzierende Patriarchat, deren Verständnis ein hohes Abstraktionsniveau erfordert, sich in alltäglichen sexistischen Benachteiligungen niederschlagen. Diese erfordern konkrete Lösungsansätze, etwa eine feministisch reflektierte Sprachpraxis, die notwendig am zwischenmenschlichen Miteinander ansetzt und den sexistischen und rassistischen Alltag irgendwie erträglicher gestaltet.

Das falsche Allgemeine, mit dem unfeministische Gesellschaftstheorien argumentieren, rührt aus einer ideologisch bedingten Vernachlässigung des Besonderen, Lebensweltlichen und Identitätspolitischen: z. B. der Situation von Frauen in linken Zusammenhängen und den Bedingungen zur Möglichkeit von persönlicher Autonomie, die sie dort vorfinden. Es wird kein Zufall sein, dass in Kreisen, wo Bezeichnungen mit Bedacht gewählt werden, wo zählt, ob das Gegenüber sich durch bestimmte Äußerungen vor den Kopf gestoßen fühlt, wo also rücksichtsvollere Umgangsweisen herrschen – dass in diesen Kreisen erheblich mehr Frauen nicht nur verkehren, sondern sich tatsächlich zur Rede und zur politischen Aktion ermutigt fühlen.

Sabrina Zachanassian und Koschka Linkerhand

*Dieser Text erschien zuerst unter dem Gruppennamen mfg [meine frauengruppe] in:
CEE IEH. Der Conne Island Newsflyer #191. Leipzig, Dezember 2011.
Im Sommer 2017 wurde er an einigen Stellen gekürzt, an anderen erweitert.*